

ge der verschiedenen Gebäude durch spannungsvolle Szenerien, dramatische Hell-Dunkel-Kontraste und zeittypische Staffage abwechslungsreich einfiel. Später franste sich das Stadtgebiet durch die zusätzlich hinzugekommenen Wohnkomplexe an den Rändern immer mehr aus und bekam dort durch die typisierten Plattenbauten auch eine ganz andere Atmosphäre.

Die Industriestadt Schwedt

Die Ausstellungsbereiche zu Schwedt/Oder, einer an der polnischen Grenze für das lokale Erdölverarbeitungswerk und spätere Petrochemische Kombinat errichteten Arbeiterwohnstadt, zeigen die ab 1960 unter Selman Selmanagić entstandenen, später in veränderter Form umgesetzten Planungen für diese von Anfang an größtenteils aus industriellen Bauten konzipierte Arbeiterstadt mit kurzen Wegen zu den Versorgungs- und Erholungszentren. Dies wird durch eindrucksvolle Fotoserien des Fotografen Rudolf Hartmetz (1941–2007) illustriert, der damals im Auftrag der Bauakademie der DDR die neuen Wohngebiete Schwedts dokumentierte. Ein Blickfang sind die vielen kleinen, als Auftakt der Ausstellung in einer Vitrine am Treppenaufgang präsentierten Kunststoff-Modelle der später nicht realisierten „Zentrumsplanung für Schwedt“ mit ganz unterschiedlichen, teilweise zu plastischen Architekturskulpturen zusammengesetzten Gebäuden, darunter auch interessante Sonderbauten mit Faltdachkonstruktionen. Da der Wohnungsbau Vorrang hatte, wurden die Gebäude des Zentralen Platzes auch hier gestrichen oder aber verspätet realisiert, ein Centrum-Warenhaus und ein Kulturhaus an der Magistrale erst in den 1970er Jahren errichtet.

Die Sonderschau will neben der Vorstellung

der unterschiedlichen Typen der sozialistischen Aufbaustädte auch den Blick auf die ab 1990 einsetzenden Entwicklungen und mittlerweile gravierenden städtebaulichen Veränderungen lenken. Denn die politische Wende bedeutete für viele Städte Ostdeutschlands eine tiefe Zäsur, weg vom Modell der Arbeiten und Wohnen eng verzahnten Stadt, hin zu einem durch den Abbau der Industrie, Geburtenrückgang und Abwanderung bedingten Stadtbau mit Gebäudeabrissen und kontinuierlich schrumpfenden Wohngebieten. Das Beispiel Eisenhüttenstadt bot sich dazu geradezu an. Hier leben mittlerweile nur noch rund 23.000 Menschen. Der denkmalgeschützte Stadtkern wurde mittlerweile saniert und ist heute ein Baudenkmal. Am Stadtrand wurden dagegen etliche aus der Spätphase der DDR stammende Plattenbauquartiere bereits komplett rückgebaut. Dies bedeutet für die im Zuge von Entmietung und sukzessivem Abriss teilweise immer wieder umziehenden Bewohnerinnen einen fortwährenden Verlust ihrer vertrauten Umgebung und ihres bisherigen sozialen Umfeldes.

Rahmenprogramm mit internationaler Fachtagung

Im Oktober 2021 wurden im Rahmen einer internationalen Fachtagung die möglichen Zukunftsperspektiven der Stadt und ihr bislang nur auf den Stadtkern beschränkter Denkmalstatus, auch im Vergleich zu den anderen sozialistischen Stahlstädten, näher beleuchtet. Dabei kam es zeitweise zu emotional ausgetragenen Auseinandersetzungen, da einige von Martin Maleschkas aktuellen Fotoaufnahmen, die ein zentraler Bestandteil der Ausstellung sind, den falschen Eindruck vermitteln, dass in Eisenhüttenstadt

seit einiger Zeit immer wieder Plattenbauten abgerissen werden, damit auf diesen Arealen neue, architektonisch belanglose Einfamilienhäuser errichtet werden können. Die schwierigen Rahmenbedingungen des seit 2003 laufenden Stadtumbaus (Überalterung der weiterhin schrumpfenden Bevölkerung, Abwanderung junger Familien in Eigenheime im Umland, notwendiger Erhalt der Infrastruktur der zerfaserten Stadt) werden in der Sonderschau nur angerissen. Wer dazu mehr wissen möchte, dem sei Maleschkas ebenfalls zum Stadtjubiläum erschienener „Architekturführer Eisenhüttenstadt“ empfohlen, in dem die bis vor kurzem als Fachbereichsleiterin für die lokale Stadtentwicklung zuständige Architektin Gabriele Haubold die komplexen Hintergründe und Herausforderungen dieses Stadtbaus genauer darstellt. Dies wird im Buch noch ergänzt durch ein Interview mit dem langjährigen Chefarchitekten Herbert Härtel, der in seinen Erinnerungen die euphorischen Aufbaujahre Revue passieren lässt und gleichzeitig die aktuellen Entwicklungen tiefgründig reflektiert.

Ohne Ende Anfang. Zur Transformation der sozialistischen Stadt

Museum Utopie und Alltag, Erich-Weinert-Allee 3,
15890 Eisenhüttenstadt

www.utopieundalltag.de

Bis 29. Mai

Geschirr aus Resten

Foodwaste Goes Wasteware: Von Brotresten, Eiscremewaffeln und der Zukunft des 3D-Prints

Text **Sophia Megrelishvili**



Der getrocknete, und zu einer Paste vermischte Abfall wird zu minimalistischen Designs in erdigen Tönen umgewandelt. Bisher sind nur einfache Formen druckbar. Foto: Studio Barbara Gollackner

Können Brotreste und Produktdesign gemeinsam zur Nachhaltigkeit beitragen? In der EU werden jährlich 90 Millionen Tonnen Lebensmittel weggeworfen und allein durch Einweggeschirr entstehen europaweit pro Jahr 26 Millionen Tonnen Müll. Auch deswegen ist die Produktion von Einweggeschirr aus Plastik in der EU seit Juli 2021 verboten. Ersatz bieten Bio-Besteck aus Stärke oder Holz sowie Bambus-Geschirr, doch letzteres kann Formaldehyd frei setzen und gesundheitsschädlich sein. Die Produktdesignerin Barbara Gollackner aus Salzburg verband beide Themen nach dem Prinzip „Cradle to Cradle“ und stellte im vergangenen Herbst auf der Vienna Design Week eine Kollektion von Haushaltsgegenständen vor, die aus industriellen und privaten Le-

bensmittelabfällen hergestellt wurden: Tableware made of Foodwaste.

In Österreich ist Brot das Nummer eins „Foodwaste“ und war somit auch eines der ersten Versuchsmaterialien. Für eines ihrer ersten Experimente, das in 25 Versuchen mündete, stellte die Designerin aus Brotresten und Wasser eine Schüssel her – nach drei Jahren steht sie immer noch im Regal. Die konzeptionelle Phase erforderte viel Geduld. In weiteren Versuchen wurden die Werkstoffe erweitert um Gemüseabschnitte wie Brokkolistämmchen und Kartoffelschalen, Kaffeesud und Schweinehaut. Die Abfälle werden je nach Lebensmittel entweder getrocknet oder gekocht und zu einer glatten Paste vermengt, die von Myzelien zusammengehalten wird.

Die Kollektion aus Schalen, Tellern und Besteck entstand in Kooperation mit dem österreichischen Koch und Restaurantbesitzer Martin Kilga und wurde 3D-gedruckt. Die Gemüseabschnitte und das Brot stellten kein Problem dar, da für die Drucker glatte Druckpasten verwendet werden und sich die Reste hierzu leicht verarbeiten lassen. Doch bei der Formgebung stieß das Team mit dem 3D-Druck an formale Grenzen. Auch die Porosität und die limitierten Konservierungsmöglichkeiten sind noch Faktoren, an denen gearbeitet werden muss. Während Brot eine längere Haltbarkeit aufweist, sind Gemüseabschnitte anfälliger für Zerfall und Schimmelbildung.

Welche Zukunftsaussicht bietet die „Wasteware“? Einen 3D-Drucker in der Küche eines jeden Endverbrauchers wird es in naher Zukunft nicht geben. Gollackner reflektiert das „Brotproblem“ und äußert einen Vorschlag, der gar nicht utopisch klingt und umsetzbar wäre mit intensiver Forschung hinsichtlich der weiteren Zusammensetzung und der Konservierung: Was wäre, wenn die Bäckereien ihre Brotreste in Eiscremewaffeln, -becher und Löffel umwandeln, um diese dann an Eisdielen weiter verkaufen? Wenn wahrhaftig umgesetzt, könnte damit zumindest ein kleiner Anteil von Abfällen abgeschafft werden.

Jetzt anmelden



**Konvent
der Baukultur
2022
Potsdam
3./4.5.**

**3.5.
Basislager der
Baukultur mit
offenen Foren**

**4.5.
Tag des Konvents
mit Gremienwahl**

Weitere Informationen sowie kostenlose Anmeldung unter www.bundesstiftung-baukultur.de

bauKULTUR
BUNDESSTIFTUNG

